

Jerusalem, Archäologie und Glaube*

Dieser Dreiklang begann vor mehr als einem halben Jahrhundert. Die „Karawane“ des Pontificio Istituto Biblico war unter der Leitung von P. Robert North SJ Ende Juni 1954 von Rom aufgebrochen und mit dem Schiff nach Alexandria gekommen, dann weiter über Beirut, Damaskus, Amman, Jerusalem Altstadt und dort beim „Mandelbaum Gate“ in die Neustadt nach Israel. Als jene Studenten-Gruppe nach vier Wochen von Haifa aus zurückfuhr nach Rom, klopfte ein armer Student in der Dormitio an mit der Bitte um Quartier. P. Prior Benedikt Stolz¹ nahm mich für zwei Monate auf. So konnte ich allein in vielen Wanderungen das Land wirklich kennen lernen. Der Pfingstaltar in der Krypta der Abteikirche, das Studium in der Bibliothek im Haus der Jesuiten beim King David Hotel und die Erlebnisse im Gelände gehören gemeinsam zu den Erinnerungen jener für mich ganz entscheidenden Wochen. Ich freue mich, mit diesem Beitrag ein wenig danken zu können für die damals dem Studenten gewährte Gastfreundschaft.

Später, gegen Ende des Jahres 1973, kam ich als Leiter einer eigenen Reisegruppe wieder einmal nach Jerusalem und wurde von Abt Laurentius Klein durch sein gerade fertiggestelltes Beit Josef geführt, in dem das 1. Studienjahr (1973/74) begonnen hatte. Ich war davon begeistert, und wir trafen Abmachungen für meine Tätigkeit in den kommenden Jahren. So bin ich unter den heute noch lebenden Benediktinern m.W. der einzige Professor, der die Einrichtung des Studienjahrs von seinen Anfängen an miterlebt hat.

Immer wieder gab es in den folgenden Jahren beim Aufstellen der Vorlesungsverzeichnisse oder bei den Abschlussgesprächen am Ende der einzelnen Studienjahre grundsätzliche Überlegungen, wie die Exkursionen zu gestalten seien. Rückblickend scheint mir: Mehr als von Theorien war der „Charakter“ der Exkursionen bestimmt von der Persönlichkeit des betreffenden Leiters. Denn der Brückenschlag von

* Der Beitrag ist erschienen in: LAETARE JERUSALEM: Festschrift zum 100jährigen Ankommen der Benediktinermönche auf dem Jerusalemer Zionsberg. Hg. von Nikodemus C. Schnabel OSB (JThF Bd.10).- Münster (Aschendorff Verlag) 2006: ISBN 3-402-07509-1. - Seite 235-247

¹ Vgl. von dieser großen Persönlichkeit z.B. den Artikel „Benediktiner im Hl. Lande“ in EuA 34(1958) 460.

der Archäologie zum Glauben kann wissenschaftlich zwar vorbereitet, nicht aber verwirklicht werden. Der folgende Beitrag soll nach zwei methodisch anderen Exkursionstypen im Hauptteil aufzeigen, wie Exkursionen aussahen, die – auch nach dem Urteil der Teilnehmer - dem in der Überschrift genannten Dreiklang wenigstens teilweise gerecht wurden.

I. „Fromme Pilgertouren“

Wie schwierig es bei Studenten ist, von dieser im Heiligen Land seit Jahrhunderten üblichen Besuchsart biblischer Orte loszukommen, sollte mir schon bei der ersten, etwa zehntägigen Galiläa-Exkursion in den 70er-Jahren klar werden. An einem Tag war auf dem Programm der Besuch von Nazaret vorgesehen. Ein Gottesdienst in der Verkündigungskirche schien uns obligatorisch. Ich meldete unsere Gruppe bei den Franziskanern an für den frühen Morgen, an dem noch kein „Pilgerrummel“ in der großen Kirche herrschen würde. Alles klappte wunschgemäß, auch die Reservierung des Altars in der Apsis der byzantinischen Kirche, von der noch Mauerreste direkt vor der Verkündigungsgrotte stehen. Trotzdem war die Reaktion der Studenten und Studentinnen an diesem Tag ganz negativ. Gerade weil sie über die Texte der Liturgie (Evangelium Lk 1,26-38: Verheißung der Geburt Jesu) nachdachten, hatten sie das Empfinden: Das passt nicht in diese Kirche! Am deprimierendsten waren dabei nicht einmal die Kritiker, sondern die Vielen, die sich zu diesem Tag mit keinem Wort äußerten. – In einem anderen Studienjahr versuchte ich die Verkündigungskirche zu vermeiden und einen Gottesdienst in den Ausgrabungen unter dem Haus der „Dames de Nazareth“ zu gestalten. Doch die Liturgie „kam nicht an“ – auch hier nicht. Der ganze Fragenkomplex von Mariologie, Jungfrauengeburt, Demut oder Gehorsam war bei den Studierenden der 70er-Jahre so überfrachtet mit ganz existentiellen Problemen, dass sie einfach innerlich nicht folgen konnten bei einem solchen, bei Pilgern sonst üblichen Nazaret-Besuch; sie verkrafteten ihre inneren Schwierigkeiten nicht – und schwiegen. Nachträglich war das, was ich 20 Jahre später mit einer gemischten Gruppe der Marburger Hochschulgemeinde in Nazaret erlebte, ein gewisser Trost. Diese Mediziner, Biologen oder Philologen hatten viel weniger Hemmungen, frei heraus ihre – echten – Fragen vorzutragen als einst die Theologen vom Jerusalemer Studienjahr. Nie mehr habe ich in den folgenden Jahren mit Studentinnen und Studenten der Theologie aus dem

Studienjahr in Nazaret einen Gottesdienst gehalten. Bis heute scheint mir die Gestaltung des Exkursionstags, an dem Nazaret vorgesehen ist, sehr schwer zu sein. Schließlich bewährte sich das Ausweichen ins nahe Sepphoris, doch das gehört nicht in diesen ersten Abschnitt.

In der vorweihnachtlichen Zeit stand die Tages-Exkursion an von Jerusalem nach Mamre und Hebron mit Abschluss in Betlehem. Sie sollte auch eine gewisse Vorbereitung auf Weihnachten sein. Von meinen Vorgängern wurde dieser Exkursionstag in etwa so durchgeführt, dass er mit einem Besuch des „Hirtenfeldes“ schloss. In den dort erhaltenen Kirchenresten aus byzantinischer Zeit gab es Mosaiken, die bewundert werden konnten. Die verschiedenen Pilgerberichte der Frühen Kirche lieferten genug Stoff, um Fragen der Lokalisierung abzuwägen. Und die Gruppe konnte hier, auf dem „richtigen“ Hirtenfeld zur Ruhe kommen, was im Trubel der großartigen Geburtskirche zu Betlehem kaum möglich war. So konnte der Tag in einer gewissen Stille ausklingen. Für eine normale Pilgergruppe wäre der Tag zweifellos befriedigend verlaufen, auch wenn die Zeit nicht reichte für eine Eucharistiefeyer in einer der Kirchen. Bei den Teilnehmern am Studienjahr Jerusalem war das anders – soweit ich das „mitbekommen“ habe. Der in der geschilderten Weise „fromm“ ausklingende Tag enthielt für Viele zu wenig Wesentliches. Kritische Fragen nach der historischen Zuverlässigkeit der Überlieferung von der Geburt Jesu in Betlehem habe man vermisst. Und der (vielleicht nur unterbewusste) Wunsch, die Theologie der Weihnachtsliturgie vor Ort anders zu erleben, sei zu kurz gekommen durch den Hinweis, in wenigen Tagen feiere man ja hier richtig Weihnachten. Tatsächlich folgten dann nach diesem Exkursionstag endlose Diskussionen über die Frage, wo und wie man den Heiligen Abend begehen wollte. Für Viele im Studienjahr war ja Weihnachten in Jerusalem das erste Weihnachten fern von den Eltern und Geschwistern. So blieb, wenn ich richtig beobachtet habe, der Eindruck zurück: Der besinnliche Besuch der Kirchen auf dem Hirtenfeld konnte die Wärme und Geborgenheit der zu Hause erlebten Weihnachtsfeste nicht aufwiegen. – Muss das so sein? Kann man wirklich das Geheimnis der Fleischwerdung des Logos im Heiligen Land nicht so tief erleben wie unter dem deutschen Christbaum?

Glänzend allerdings wurde dieser Typ des erbaulichen Besuchs biblischer Orte gehandhabt von P. Bargil Pixner († 5. März 2002)². Als Beispiel dafür gelte der Besuch von Betsaida mit einer privaten Kleingruppe. P. Bargil hatte dem Taxifahrer den Weg gewiesen, und als wir in den Ausgrabungen standen, fing ich an, Grundrisse, Ecksteine von Häusern und Straßenpflasterungen zu erklären. Doch danach meinte P. Bargil: „Jetzt müssen wir noch zur Quelle von Betsaida gehen!“ und führte uns an den Fuß des Hügels, auf dem Betsaida liegt. Dort wuchs tatsächlich Schilf, was man mit Recht als Anzeichen einer ehemaligen Quelle deuten konnte. Doch dann wurde aus der Schilfdeutung ein anschaulicher Dorfbrunnen, und P. Bargil schilderte in lebendigsten Farben, wie sich hier die Buben Andreas, Simon und Philippus gegenseitig mit Wasser bespritzt haben. Eine Fachärztin für Psychiatrie meinte auf dem Heimweg zu mir: „Von dem kannst du etwas lernen. Der schildert so anschaulich. Das bleibt hängen!“ Wie ernst es P. Bargil mit solchen „Intuitionen“ war, zeigt der Aufdruck auf der sehr genauen, wissenschaftlichen Landkarte des Survey of Israel: „Spring of Peter and Andrew“.³

Eine ähnliche „Hilfe“ für Pilger schuf P. Bargil an der Straßenbiegung, nach der Kafarnaum sichtbar wird. Von einem Baggerfahrer ließ er einen großen Basaltstein an den Straßenrand befördern. Auf dem Stein wurde die Textstelle eingemeißelt, die von der Heilung der blutflüssigen Frau in Kafarnaum spricht (Mk 5,5-34). Natürlich halten alle *Local Guides*, um den betreffenden Text hier vorzulesen. Ich sagte zu meinem menschlich so sympathischen Mitbruder: „Bargil, du kannst doch nicht einfach behaupten, das sei an dieser Stelle gewesen!“ Er meinte nur: „Aber es könnte doch hier gewesen sein.“ Und aus diesem „könnte“ wird dann schon ein Eintrag in der Landkarte: „Stone commemorating the Healing of the Women with the Hemorrhage“.⁴

Noch andere fromme „Erinnerungen“ finden sich in diesem Gebiet auf jener wissenschaftlich ausgestatteten Karte. Da gibt es eine Bucht, in

² Ein würdiger Nachruf: RIESNER, Rainer: Father Bargil Pixner (1921-2002). In: *Biblical Archaeology Review* Vol.28 No 4 (July/August 2002), S. 16

³ Koordinaten im Gitternetz: 259.757. Scale 1:30,000. – PILGRIMS' MAP: CHRISTIAN SITES AROUND THE SEA OF GALILEE: Premier Edition in Honor of His Holiness Pope John Paul II's Jubilee Pilgrimage to Israel. Prepared and Printed by the Survey of Israel, Tel Aviv 2000. - Concept & Design: ERETZ Magazine Consultant on Christian Sites: Father Bargil Pixner ... Text: Father Bargil Pixner an Yadin Roman ... - Als ich im März 2004 am Laden im Kreuzgang von Tabgha wegen dieser Karte nachfragte, hieß es: „Ist vergriffen und wird nicht mehr aufgelegt.“

⁴ Siehe Anm. 3. – Koordinaten im Gitternetz: 252.753, Nebenkarte, Scale 1:10,000

der Jesus die Gleichnisse lehrte,⁵ die Einsamkeit, in der Jesus betete,⁶ und auf Tell Oreimeh ist der Ort, an dem Jesus die Jünger mit dem Taufauftrag in die ganze Welt aussandte (Mt 28,16-20).⁷

Folgende Reaktion im Studienjahr ist typisch und vielsagend; die liebenswürdige Menschlichkeit wird anerkannt, über diese fromme Art, Archäologie zu betreiben wird gelächelt. An einem Nikolausabend im Josefshaus in Jerusalem wird P. Bargil durch eine besondere Belobigung aus dem Himmel ausgezeichnet. Dazu muss ich vorausschicken: Vor der Abteikirche war ein Graben aufgerissen worden, um irgendeine Leitung zu verlegen. Dabei war im „Profil“ dieses Pseudo-Trench eine Ascheschicht erkennbar geworden. Die Experten überlegten, welchem Jahrhundert und welcher Feuersbrunst diese Schicht zuzuweisen sei. Soweit zur Vorgeschichte. Der Nikolaus brachte nun etwa folgende Botschaft: „Eine besondere Anerkennung habe ich aus dem Himmel mitgebracht für P. Bargil. An höchster Stelle ist man des Lobes voll über die Erfolge des Jerusalemer Archäologen Pixner. In genialer Logik hat er glasklar geschlossen, dass die Ascheschicht in der Nähe des Abendmahlssaals eindeutig jene Schicht des 1. Jh. n.C. ist, in der die Feurigen Zungen von Pfingsten in den Boden fuhren.“

Wie herzlich trotz solcher ironischer Belobigungen die Freundschaft zu P. Bargil blieb, zeigt seine geistreiche Widmung, die er mir auf einen Sonderdruck schrieb: „In friendship / To my most severe critic / P. Bargil“.⁸ Die hier angeführten Beispiele sollen nur zeigen: Die Art, wie man Pilger, die nur wenige Tage im Land sind, fesselnd führt, kann nicht einfach für Studierende eines Theologischen Studienjahrs in Jerusalem übernommen werden.

II. Historisch-kritische Lehrveranstaltungen und „rein archäologische“ Exkursionen

In diesem zweiten Teil kann ich nicht so genau schildern wie im ersten. Das liegt einmal daran, dass ich meist an solchen Exkursionen

⁵ Siehe Anm. 4: „Bay of Parables“

⁶ Siehe Anm. 4: „Eremos Heights“

⁷ Siehe Anm. 4: Koordinaten im Gitternetz: 250.752: „Mount of the Mission to the World“

⁸ PIXNER, Bargil: Unravelling the Copper Scroll Code: A Study on the Topography of 3Q15. In: *Revue de Qumran* 43 (Déc. 1983), S. 323-365. - Eine andere Sicht: SCHWANK, Benedikt: Gab es zur Zeit der öffentlichen Tätigkeit Jesu Qumran-Essener in Jerusalem? In: MAYER, Bernhard (Hrsg.): *Christen und Christliches in Qumran?* Eichstätter Studien NF Bd. XXXII, Regensburg 1992, S. 115-130. Hier S.123. – Vgl. dazu BACKHAUS, Knut: In: *Theologie und Glaube*: Qumran und die Urchristen: Zu einem neueren Diskussionsbeitrag: In: *Theologie und Glaube* 83(1993)364-368; hier S. 367: „Die Diskrepanz zwischen dem Minimum des archäologischen Befunds und dem Maximum der daran geknüpften Kombinationen erscheint hier so kraß, daß man der deutlichen Kritik an Pixner in dem methodisch reflektierten und sorgfältig argumentierenden Beitrag B. Schwanks (115-130) in allen Punkten folgen wird.“

und den vorbereitenden Vorlesungen nicht selbst teilgenommen habe, zum andern daran, dass ich keine so sicheren Unterlagen, seien es nun eigene Notizen oder auch Gedrucktes habe, um exakt referieren zu können. Daher werde ich es auch meist vermeiden, einen Namen zu nennen. Trotzdem sei im voraus bemerkt: Diese Lehrveranstaltungen waren teilweise von hohem Niveau, und die spätere wissenschaftliche Laufbahn von damaligen Hörerinnen und Hörern beweist, dass ihnen ein solcher, rein sachlicher Umgang mit der Materie zusagte.

Eine grundsätzliche Frage bei der Beschäftigung mit archäologischen Objekten im Heiligen Land betrifft das Verhältnis von Archäologie und literarischen Quellen. Zweifellos wurde früher der biblische Text bei Ausgrabungen zu wichtig genommen. Man suchte nach dem, was im Text stand. Bezeichnend dafür war die erste Grabungskampagne, die vom Päpstlichen Bibelinstitut durchgeführt wurde; es war kurz zuvor unter Papst Pius X. gegründet worden. Die Teilnehmer hatten die Aufgabe, am Toten Meer nach den verschwundenen Städten von Gen 14, vor allem nach Sodom und Gomorra zu graben. 1920 wurde ca. 5 km nordöstlich vom Toten Meer Tuleilat el-Ghassul entdeckt und in den folgenden Jahren dort gegraben.⁹ Die gesuchten biblischen Städte hätten aus der Zeit um 2000 v.C. stammen müssen. Statt dessen stieß man auf eine Kultur, die in der Zeit des Übergangs vom Neolithikum zum Chalkolithikum (6.-5. Jtd. v.C.) blühte, also schon bestanden hatte mindestens zwei Jahrtausende vor allen in der Bibel geschilderten Ereignissen. So wird verständlich, warum sich die biblische Archäologie im Laufe des 20. Jh. gleichsam befreite von der Bevormundung durch biblische Texte. Auch der hervorragende Martin Metzger betonte in seinen Vorlesungen im Josefshaus diesen Aspekt. Die alttestamentlichen Exegeten und die Archäologen im Heiligen Land sollten möglichst unabhängig voneinander, je mit ihren Hilfsmitteln und mit ihren Kriterien arbeiten. Das klingt zunächst einleuchtend. Doch ist das unser letztes Ziel bei der Erforschung Palästinas? Sollen sich die beiden genannten Disziplinen tatsächlich gar nicht um einander kümmern? Ist es nicht erfreulich, wenn einmal die Dokumente und die Monumente dieselbe Auskunft liefern? Tatsächlich war das der Fall, als Nahman Avigad 1969-1982 in der südlichen Altstadt von Jerusalem auf die Reste einer großen byzantinischen Kirche stieß. Sie war bereits auf der Madaba-Mosaik-

⁹ LEVY, Thomas E.: *Ghassul, Tuleilat el-*: In: *The New Encyclopedia of Archaeological Excavations in the Holy Land*. Vol.2 (Jerusalem 1993), S. 506-511, hier S. 506

Karte identifiziert worden als die „Nea“, d.h. „Die Neue Kirche der Gottesmutter Maria“.¹⁰ Literarisch war sie bis in Einzelheiten vom zeitgenössischen Historiker Procopius als Bauwerk des Kaisers Justinian beschrieben worden. Der Ausgräber Avigad stieß nun in den großen Zisternen unterhalb der Kirche auf eine noch in der Wand befindliche Bauinschrift mit dem Weihedatum (549/550) und dem Namen Justinians und „des Priesters und Hegumenos Konstantinos“ – genau wie im Text des Procopius.¹¹ Sollen wir uns nicht freuen über solches Zusammenklingen der „Stimme der Monumente mit der Stimme der Dokumente“ (E. Josi)?

Beim Stichwort „Betlehem“ kommen mir einige enttäuschende Erinnerungen. So wurde mir von einer Reisegruppe, also nicht von einem Studienjahr, berichtet, der Leiter der Gruppe habe während der Anfahrt nach Betlehem im Bus erklärt: Ob Jesus in Betlehem geboren wurde, ist mehr als fraglich. Doch zweifellos lohnt es sich, die Geburtskirche zu besuchen. Denn sie ist die einzige Großbasilika aus konstantinischer Zeit, die uns erhalten blieb.

Mindestens zwei Studienjahre hatten das Glück, die Mosaiken und die bemalten Monolithsäulen in der Geburtskirche erklärt zu bekommen von Gustav Kühnel, der damals seine große Publikation vorbereitete.¹² Verständlich ist, dass bei dieser kunstgeschichtlichen Führung exegetische Fragen ausgeklammert waren.

Anders verhielt es sich in einem anderen Jahr, als im Josefshaus für den folgenden Tag der Besuch von Betlehem historisch und theologisch vorzubereiten war. Zufällig weilte in jenen Tagen der ehemalige „Papst“ unter den deutschsprachigen katholischen Exegeten, Rudolf Schnackenburg, in Jerusalem. Im kleinen Kreis ließ er sich überzeugen, dass – entgegen weitverbreiteter Meinung, wonach Mattäus das geschildert habe, was in seiner Zeit erwartet wurde, - im Frühjudentum nirgends ein Messias aus Betlehem erwartet wurde.¹³ Nach den Funden von Qumran haben wir ja einen guten Einblick in die Vielfalt messianischer Erwartungen in der Zeit des Zweiten Tempels. Im genannten vorbereitenden Gespräch waren wir uns daher einig: Historisch ist es wahrscheinlicher, dass man erst wegen der tatsächlichen Geburt Jesu in Betlehem auf die Weissagung in Micha 5,1 aufmerksam

¹⁰ „Neu“ wurde sie genannt im Hinblick auf die ältere „Hagia Maria Sion“, die den Lesern vielleicht unter dem Namen der „Dormitio“ bekannter ist.

¹¹ Siehe Anm. 9; Vol. 2, S. 777 mit Abbildung der Inschrift

¹² KÜHNEL, Gustav: *Wall Painting in the Latin Kingdom of Jerusalem*. Berlin: Mann, 1988 (Frankfurter Forschungen zur Kunst; 14)

¹³ Vgl. SCHWANK, Benedikt: Art. *Bethlehem*. In: LThK³ 2(1994) 334f

wurde, als dass man wegen dieses, ca. acht Jahrhunderte zurückliegenden und im Frühjudentum ganz unbeachteten Textes den Geburtsort Jesu von Nazaret nach Betlehem verlegt hätte.¹⁴ Trotz dieses Einverständnisses im kleinen Kreis zeigte sich der berühmte Kollege wenige Stunden später vor den Studentinnen und Studenten als kritischer Wissenschaftler, für den die Sache keinesfalls geklärt sei und daher kritisch hinterfragt werden müsse.

Theologisch unbefriedigende Führungen gab es m.E. auch auf dem Tempelplatz. Mit größter Akribie wurden die Bauten der islamischen Herrscher erklärt. Die Frage nach der Geschichte des Areals in den Jahrhunderten vor 638 n.C. wurde ausgeklammert.

Rein historisch hervorragende Führungen gab es auch an den Orten mit Bauten der Kreuzfahrer. Dabei wurden – wenigstens in einem Studienjahr – die Bauten der Kreuzfahrer in Akko erklärt und dabei ausführlich über die Missstände in den letzten Jahrzehnten ihrer Anwesenheit hingewiesen. Aus anderen historischen Werken über die Kreuzfahrerzeit war mir bekannt, wie viel Positives es da auch zu berichten gäbe. Denn im Refektorium der Benediktinerabtei Hagia Maria Sion war lange Zeit das dreibändige Werk des anglikanischen Historikers S. Runciman vorgelesen worden.¹⁵ Die Akko-Exkursion hätte etwa durch einen Besuch der herrlichen Kreuzfahrer-Kirche St. Anna in Jerusalem ergänzt werden können.

Ganz schwierig ist die wissenschaftliche Vorbereitung und Durchführung eines Besuchs der Grabeskirche. Doch manche „superwissenschaftlichen“ Probleme hätten vermieden werden können, wenn sauber unterschieden worden wäre zwischen historisch fassbaren Objekten und Dingen, die sich dem wissenschaftlichen Zugriff naturgemäß entziehen. Ob die Lage des Ortes, an dem der hingerichtete Jesus von Nazaret beigesetzt wurde, gesichert ist oder nicht, hat m.E. überhaupt nichts zu tun mit der Frage, ob Jesus Christus von den Toten auferstanden ist.

Diese Beispiele mögen genügen um zu zeigen, wieso rein historisch wissenschaftliche Führungen im Heiligen Land kaum das einzig Erstrebenswerte sind.

¹⁴ Vgl. neuerdings den ausgezeichneten Aufsatz von: REISER, Marius: *Wie wahr ist die Weihnachtsgeschichte?* In: EuA 79(2003) 451-463, hier S. 454

¹⁵ RUNCIMAN, Steven: *Geschichte der Kreuzzüge*. Sonderausgabe in einem Band. München: Beck, 1968

III. „Ganzheitliche“ Exkursionen

Wie einleitend angekündigt wurde, soll im dritten Abschnitt versucht werden, Exkursionen zu schildern, die in etwa dem Dreiklang „Jerusalem, Archäologie und Glaube“ entsprachen. Dabei wird es nicht nur um die offiziellen, also im Vorlesungsverzeichnis angekündigten Exkursionen gehen, sondern auch um Exkursionen, bei denen die Teilnahme fakultativ war. Oft war beides miteinander verknüpft.

Das betraf vor allem Exkursionen mit langem Anfahrtsweg, also etwa in den Negev. So fuhren wir am Samstag, den 21. Januar 1984 schon um 04:30 in Jerusalem ab zum Besuch der Nabatäer-Orte und der frühchristlichen Kirchen im Gebiet südlich von Beerscheba. Das erste Ziel war Mampsis, dann folgte eine Kletterpartie vom Quellbereich in En-Avdad nach oben und von dort die Wanderung nach Avdad, wohin der Bus vorausgeschickt worden war. Natürlich konnten wir am nabatäischen Brennofen östlich der Stadt noch Bruchstückchen der typisch nabatäischen Keramik finden. Nach der Mittagspause ging die Fahrt nach Schivta mit seinen drei frühchristlichen Kirchen und danach an die Stelle auf der Landstraße, von der aus man mit etwas Glück die Ausgrabungen von Elusa finden konnte. Da am Straßenrand noch alte Schilder mit der Warnung vor Minen standen, hatte dieses Suchen von Elusa so etwas „Prickelndes“. Der größte Teil kehrte dann von den Ausgrabungen zur Straße zurück und fuhr an diesem Samstag Abend heim nach Jerusalem. Doch etwa ein Dutzend hatten ihren Schlafsack und Wasserkanister mitgenommen. Nach einer Eucharistiefeier in den Ruinen von Elusa schliefen wir gut im weichen Sand der Wüste. Am nächsten Morgen brachen wir auf zum Marsch nach dem damals noch kaum bekannten Ruhebe. Die Landkarte musste eingeordnet werden, um unsere Marschzahl für den Kompass abzulesen. Nun hat das Marschieren nach dem Kompass in der Wüste seine Tücken. Normalerweise sucht man mit dem Kompass am Horizont irgendeinen Baum oder Fels, der der Marschzahl entspricht; auf ihn geht man dann zu. Wenn aber alles eben ist, fehlt ein solcher Anhaltspunkt. Wir haben damals das Problem so gelöst, dass wir im „Gänsemarsch“ eine schnurgerade Linie bildeten. So war es zu erkennen, wenn jemand von der Marschrichtung abwich. (Dauernd auf den Kompass schauen, geht nicht, weil man sehr genau auf den Boden schauen muss, um sich nicht in einem Loch von Wühlmäusen den Knöchel zu verstauchen.) Alle hielten tapfer durch, und nach drei Stunden Marsch ohne Pause (sonst wären wir mit der Entfernungsberechnung durcheinander gekommen)

stießen wir mit nur etwa 100 Meter Abweichung auf die Grabungslöcher in den geringen Ruinenresten von Ruhebe. Die Ausgrabungen dort hatten vor kurzem erst begonnen. Unter den verschiedenen Kirchen wählten wir uns die Nordkirche aus; denn sie zeigt einen ersten architektonischen Versuch zu einer Art „Kirchturm“, außerdem besitzt sie eine recht gut erhaltene Krypta. Doch wir zogen es vor, auf einer Säulentrommel in der angenehmen Mittagssonne Sonntagsgottesdienst zu halten. Und anschließend folgte ein würdiges Picknick. Mit einer anderen Marschzahl erreichten wir in zwei Stunden die Hauptstraße und waren kurz nach 21 Uhr alle gesund im Josefshaus zurück. Dort müssen inzwischen Schauermärchen umgegangen sein über unsere „leichtsinnige und unverantwortliche“ Wüstenwanderung, und wir waren auf das Schlimmste gefasst, als wir uns bei Professor Hans Jorissen, dem Dogmatiker und damaligen Studiendekan, zurückmeldeten. Doch er wog die Situation richtig ab, lud uns in seine Wohnung ein, spendierte uns einen Schnaps und gratulierte uns zur so erfolgreichen Exkursion. All jene, die an diesen zwei Tagen dabei waren, werden ihre Wüstenerlebnisse nicht vergessen haben.

Ganz unerwartet ergab sich bei einer Exkursion zu den Stätten am Toten Meer ein einzigartiger Höhepunkt. Wir waren noch in der Dunkelheit von Jerusalem losgefahren, um das Tageslicht voll auszunützen. Das erste Ziel war En-Gedi. Vor dem Aufstieg zum Chalkolithischen Heiligtum suchten wir in der Ebene nach der noch nicht lange ausgegrabenen Synagoge. Während wir die Mosaiken studierten – ein Hakenkreuz war im Ornament – stieg im Osten die Sonne über den Bergen von Edom hoch. Spontan setzten wir uns auf Steine und lasen den 19. Psalm, der wohl allen durch Beethovens Melodie zum Text „Die Himmel rühmen“ bekannt ist. Während die Sonne aufstieg, lasen wir:

*„Die Himmel rühmen die Herrlichkeit Gottes,
vom Werk seiner Hände kündigt das Firmament. ...
Dort hat er der Sonne ein Zelt gebaut.
Sie tritt aus ihrem Gemach hervor wie ein Bräutigam;
sie frohlockt wie ein Held und läuft ihre Bahn.
Am einen Ende des Himmels geht sie auf
und läuft bis ans andere Ende;
nichts kann sich vor ihrer Glut verbergen.*

Die Weisung (Tora) des Herrn ist vollkommen,

*sie erquickt den Menschen.
Das Gesetz des Herrn ist verlässlich,
den Unwissenden macht es weise.
Die Befehle des Herrn sind richtig,
sie erfreuen das Herz;
das Gebot des Herrn ist lauter,
es erleuchtet die Augen.
Die Furcht des Herrn ist rein,
sie besteht für immer“ (Ps 19,2.5-10).*

Schweigend saßen wir da, niemand hätte einen Kommentar gewünscht. Alle erlebten wir gemeinsam den großartigen Vergleich des Siegeszugs der Sonne mit dem machtvollen Wirken der Tora. - Nach diesem Verspüren jüdischer Frömmigkeit stiegen wir hinauf zu den Resten des Chalkolithischen Heiligtums, nahe bei der starken „Böckchenquelle“. Seit Jahrtausenden muss die Quelle an dieser Stelle gesprudelt haben; sie war umgeben von einem Schilfdickicht, das meterdicke Polster abgelagert hatte. Ein alter, knorriger Baum breitete seine Äste über den Quellteich, und daneben erhob sich ein mächtiger, geglätteter Fels mit sieben runden Löchern, in denen Menschen, dankbar für das Wasser, Gaben dargebracht haben– um 4000 v.C.

Nach der soeben geschilderten Tagesexkursion des ganzen Studienjahrs will ich von einer ganz privaten Exkursion erzählen. Zu neunt fuhren wir an einem Freitag, gleich nach dem Ende der Vorlesungen, von Jerusalem mit dem letzten öffentlichen Bus vor dem Sabbat hinunter, fast bis Masada. Kurz vorher baten wir den Fahrer, uns abzusetzen an der Ausmündung des Nahal Tseelim. Durchs schluchtartige, felsige Tal stiegen wir am Nachmittag auf, bis wir einen geeigneten Übernachtungsplatz gefunden hatten. Am kleinen Feuer aus Ginsterwurzeln gab es noch ein fruchtbares Gespräch. Unser Ziel für den nächsten Tag war die „Briefhöhle“ im Nahal Hever, die ich schon zweimal vergebens in vorausgehenden Jahren zu erreichen versucht hatte. Zwar war die Lage bekannt, sowohl auf der Landkarte als auch durch Luftaufnahmen. Doch wenn man unten auf dem Boden der Hochebene wandert, ist es sehr schwer zu erkennen, wo in der Felswand unter einem die gesuchte Höhle ist. Ein gewisser Anhalt würde es sein, wenn wir wenigstens die Mauerreste des Römerlagers finden würden; es müsste in etwa über der Höhle liegen, die ja von den Römern ausgeräuchert wurde. Unser Marsch ging am Samstag Vormittag über die Hochebene bis zum westlichen, oberen Ende von Wadi Mischmar.

Dort fanden wir einen Aussichtspunkt, von dem aus wir erkennen konnten, wo drüben im Nahal Hever das Römerlager liegen müsste. Und tatsächlich, zwischen all den Felsbrocken hatten wir um 15:30 Uhr die niederen Mauern des quadratischen Römerlagers entdeckt. Damit nicht genug des Glücks: Als wir gerade unsere Rucksäcke abstellten, kam auf einem seitlichen Ausstieg aus der Felswand eine Schulklasse mit Führer herauf. Peter Rostan „schaltete“ sofort, verfolgte den Weg der Klasse und kam bis an den Fuß der hohen Mauer, über der sich oben der Höhleneingang öffnete. Ein Kletterseil hatten sie hängen lassen, und Peter konnte verkünden: „Die Höhle ist unser!“ Für den folgenden Morgen des 2. Adventssonntags planten wir unser Unternehmen. Ohne das sperrige Gepäck und nach einer wunderbar mondklaren Nacht klettern wir los, es war der 10. Dezember 1989. Peter kletterte als Erster am Seil hinauf und half den anderen nach. Mit einer Lageskizze vom Inneren der Höhle mit ihren zwei Ausgängen stellten wir die einzelnen Fundorte der Papyrusbriefe, Körbe und Bronzegefäße fest, die wir im Israelmuseum schon bewundert hatten. Drei Stunden lang studierten wir das Innere der weit verzweigten Räume, in denen Menschen bis zum Tod ausgeharrt hatten. Dick verstaubt, aber glücklich kehrten wir zu unseren Rucksäcken zurück, um durchs Wadi Arugot abzustiegen. Dort gibt es einen „verborgenen Wasserfall“, der uns Verstaubten und Verschwitzten gerade recht kam. Da wir für die Wüste natürlich keine Badesachen dabei hatten, wurde der Wasserfall zuerst zum Damenbad deklariert, während die Männer hinter einer Felsecke warteten, dann kamen wir daran. Zu meiner Überraschung wollte sich ein junger Student, der aus einer pietistischen Gegend stammte, nicht an diesem köstlichen Genuss beteiligen.

„Am 26. Januar dieses Jahres [1981] ging unsere Tagesexkursion von Jerusalem aus ins Hügelland der Schefela, nach Marescha, Lachisch, Geser und am Schluss auch noch nach Emmaus oder Nikopolis. Als wir an diesem Januar-Nachmittag durch die Ruinen der byzantinischen Basilika und der Kreuzfahrerkerche gingen, mussten wir richtig aufpassen, um nicht die Schwertlilien zu zertreten, die da überall direkt aus dem festgetretenen Boden aufwuchsen. Ihre Blüten waren fast so groß wie die unserer Gartenschwertlilien, aber sie hatten gar keinen Stängel und fast keine grünen Blätter. Einfach die Blüte ragte 10 – 15 cm aus dem Boden. Es waren keine blauen Blüten, wie das bei unseren Schwertlilien üblich ist, sondern gelblich-weiße Blütenblätter, die da in

der Abendsonne den Boden bedeckten.“¹⁶ So konnte ich 1981 eine Messansprache bei den Beuroner Bibeltagen beginnen. Ich führte darin aus, dass Jesus uns zu den „Lilien des Feldes“ in die Schule geschickt habe, um bei ihnen zu lernen. Wir sollten uns herunterbücken und bei den kleinen Blumen in die Lehre gehen: *kata-máthete*. Das Wort kommt im ganzen Neuen Testament einzig an der Stelle Mt 6,28 vor. „Jesus selbst war so bescheiden! *Das* Ärgernis, das man an ihm nahm, bestand darin, dass man nicht glauben konnte, dass sich in einem so schwachen Menschen Gott offenbare. Er selbst liebte das Kleinsein. Und deshalb schickte er uns zu den Feldblumen in die Schule!“ Und daran schloss ich die Bemerkung an: „Bei unseren diesjährigen Studenten im Studienjahr in Jerusalem beobachte ich wieder mit Freude, wie gerade die Begabtesten die Allerbescheidensten sind.“¹⁷ Diese Freude beruhte offenbar auf Gegenseitigkeit. Denn in ihrem hervorragenden christologischen Beitrag bemerkt eine ehemalige Hörerin: „Benedikt Schwank habe ich immer als jemanden erlebt, dem die Christologie am Herzen lag. Jedes Dia über die Flora und Fauna Israels schien letztlich nur Dienst für sein zentrales Anliegen zu sein: Das Mysterium des Sohnes Gottes als Kernaussage des Neuen Testaments auszulegen.“¹⁸

Diese Festschrift, aus der ich soeben zitierte, wurde am 16. April 2003 in Beuron von den Herausgeberinnen überreicht. Dabei hielt Anke Haendler-Kläsener die geistreiche Laudatio. Die evangelische Pfarrerin ist wohl nicht voreingenommen, wenn es darum geht, die früher miterlebten Exkursionen theologisch und menschlich zu beurteilen. Mit ihren Worten will ich diesen Dreiklang „Jerusalem, Archäologie und Glaube“ ausklingen lassen: „...Und trotzdem habe ich den Eindruck, dass es nicht die Leistungen Deines Kopfes allein sind, die uns heute hier zusammen kommen lassen und die wir gerne ehren wollen. Das *Herz* hält bei Dir eine gute, ausgleichende Balance zum Forschen und Studieren. Praktisch hieß das während der gemeinsamen Jerusalemer Zeit: Ein archäologischer Studientag, eine Exkursion mündete regelmäßig in die gemeinsame Feier der Heiligen Messe. Das gehörte für Dich untrennbar dazu: das Land Jesu Christi zu bereisen und kennen

¹⁶ SCHWANK, Benedikt: *Von den „Lilien des Feldes“*. In: EuA 57(1981) 145-148, hier: 145. –

Diese Messansprache wurde abgedruckt und weiter entfaltet in:

DERS.: *Blumen schenken Hoffnung*: Aufzeichnungen eines Beuroner Mönchs. Beuron: Beuroner Kunstverlag, 2005

¹⁷ Siehe Anm. 16, S. 147

¹⁸ JOSWOWITZ-SCHWELLENBACH, Kirsten: „Leaving Chalcedon Behind ...?“. Ausgewählte Probleme der Christologie in der pluralistischen Religionstheologie John Hicks. In: BRÜSKE, Gunda (Hrsg.); HAENDLER-KLÄSENER, Anke (Hrsg.): *Oleum laetitiae; Festgabe für P. Benedikt Schwank OSB*. Münster: Aschendorff, 2003 (JThF; 5), S. 226-239, hier: Anm. 1

zu lernen und dann Jesus Christus selbst als gegenwärtigen Herrn zu feiern. Entweder wurden noch vor Ort in einem Ausgrabungsfeld unter freiem Himmel ein Altar errichtet und Brot und Wein geteilt, oder aber Du ludest zurück in der Abtei zum Gottesdienst ein. Kopf und Herz, Studieren und Feiern gehörten für Dich als ein Ganzes zusammen. Ich habe das nie als bloße Erfüllung eines Gelübdes erlebt, sondern so, dass das eine erst vom anderen her seine Berechtigung bezieht: Der christliche Glaube drängt dazu, reflektiert und diskutiert zu werden. Und entsprechend findet die christliche Theologie ihre höchste Erfüllung in der Doxologie.“¹⁹

¹⁹ Bisher unveröffentlichtes Manuskript